

Erschienen in: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig M. (Hrsg.): Sprache - Kognition - Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. – Berlin, New York: de Gruyter, 2008. S. 115-134. (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2007), <https://doi.org/10.1515/9783110970555-007>

JÜRGEN LINK

Sprache, Diskurs, Interdiskurs und Literatur

(mit einem Blick auf Kafkas *Schloß*)

Abstract

Im Folgenden wird versucht, die seit den 1970er Jahren primär für die Literatur- und Kulturwissenschaft entwickelte, an Foucault anschließende Diskurs- und dann Interdiskurstheorie¹ mit dem Ziel der Anschlussfähigkeit an linguistische Diskursanalysen sowohl zu resümieren wie zu spezifizieren. Das geschieht teils in Form definitorischer Abschnitte zu Grundbegriffen (wie „Diskurs“, „Spezialdiskurs“, „Interdiskursivität“, „Interdiskurs“, „(inter)diskursives Ereignis“, „Elementardiskurs“, „Kollektivsymbolik“), teils in expliziter Bezugnahme auf benachbarte linguistische Forschungsrichtungen wie die Fachsprachenforschung bzw. die Linguistik der Vertikalität. Als wesentliches Charakteristikum des foucaultschen Diskursbegriffs wird ein historisch spezifischer Raum von Sag- und Wissbarkeit bestimmt. Als konkretes Beispiel dient das Kollektivsymbol des „Netzes“. In aktuellen Verwendungen des „Netz“-Symbols wird ein Widerspruch aufgewiesen, der als Symptom einer diskursiven Sagbarkeitsgrenze gewertet wird. Abschließend erfolgt eine kondensierte Lektüre des Netz-Komplexes in Kafkas *Schloß*-Roman mit der These, dass Kafka dort eine Grenze der Sagbarkeit problematisiere und überschreite.

1. Foucaults „Aussage“-Begriff in Abgrenzung zur Systemlinguistik

In der *Archäologie des Wissens*, dem im Anschluss an seine ersten großen diskurshistorischen Darstellungen verfassten theoretisch-methodologischen Traktat, hat Michel Foucault versucht, Sprache und Diskurs definitorisch zu kontrastieren:

„So erscheint das Vorhaben einer reinen Beschreibung der diskursiven Ereignisse als Horizont für die Untersuchung der sich darin bildenden Einheiten. Diese Beschreibung kann man leicht von der Analyse der Sprache unterscheiden. Freilich kann man ein linguistisches System (wenn man es nicht künstlich konstruiert) nur feststellen, wenn man ein Korpus von Aussagen oder eine Sammlung von diskursiven Fakten benutzt; es handelt sich dann aber darum, ausgehend von dieser Menge, die den Wert einer Muster-sammlung hat, Regeln zu definieren, die eventuell die Konstruktion anderer Aussagen

¹ Vgl. dazu die Gesamtbibliographie Parr/Thiele 2005. Dort sind auch benachbarte Forschungen (u. a. die des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung um Siegfried Jäger) erfasst, auf die ich hier nur global verweisen kann.

als jener gestatten: sogar wenn sie seit langem verschwunden ist, wenn niemand sie mehr spricht und man sie auf Grund seltener Fragmente restauriert hat, bildet eine Sprache stets ein System für mögliche Aussagen; es ist eine endliche Menge von Regeln, die eine unendliche Zahl von Performanzen gestattet. Das Feld der diskursiven Ereignisse dagegen ist die stets endliche und zur Zeit (actuellement) begrenzte Menge von allein den linguistischen Sequenzen, die formuliert worden sind; sie können durchaus zahllos sein, sie können durch ihre Masse jegliche Aufnahme-, Gedächtnis- oder Lesekapazität übersteigen: sie konstituieren dennoch eine endliche Menge. Die von der Sprachanalyse hinsichtlich eines beliebigen diskursiven Faktums gestellte Frage ist stets: gemäß welchen Regeln ist eine bestimmte Aussage konstruiert worden und folglich gemäß welchen Regeln könnten andere ähnliche Aussagen konstruiert werden? Die Beschreibung der diskursiven Ereignisse stellt eine völlig andere Frage: wie kommt es, daß eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“ (Foucault 1973, S. 41 f.; frz. Foucault 1969, S. 38 f.)

Auch ohne Verweis ist evident, dass Foucault den strukturalistischen Systembegriff der Sprache in der generativen Version Noam Chomskys benutzt, worin die Systembegriffe von Saussure, Pierce, Hjelmslev und Harris aufgehoben gedacht werden können. Der Verweis auf tote Sprachen impliziert zweierlei: Das dominante Paradigma ist die natürliche Sprache, und: Die Historizität der Sprache wird als *longue durée* gefasst. Da der Begriff des Diskurses im Folgenden ausführlich behandelt werden soll, sei hier nur soviel vorweggenommen: Offenbar ist ein Diskurs sowohl synchronisch wie diachronisch sehr viel enger zu fassen als eine Sprache.

Foucault weist demnach der Sprachanalyse, d. h. der Linguistik, die Aufgabe zu, eine Sprache als System von generativen Regeln zu beschreiben, mit denen beliebig viele korrekte bzw. „akzeptable“ Sätze gebildet werden können – offensichtlich mit dem Schwerpunkt auf Phonologie, Syntax und Lexikon bzw. Semantik. Dabei führt Foucault auch das topische Beispiel für einen lediglich semantisch „inakzeptablen“ Satz an: „Colorless green ideas sleep furiously“ (Foucault 1973, S. 131). Dieser Satz wäre, wie sich zeigen wird, ein Musterbeispiel für eine diskursive Aussage, nämlich ein Paradigma des struktural-generativen linguistischen Diskurses. Foucault stellt die naheliegende Frage, ob es sich bei dieser Nonsensformel nicht z. B. um die (dann sinnvolle) Aussage eines literarischen Diskurses handeln könnte. Er hätte daran aber auch die „Positivität“ seines Diskursbegriffs exemplifizieren können: Die Frage wäre dann schlicht und einfach, ob diese Aussage tatsächlich, empirisch, in einem literarischen Kontext auftaucht oder nicht (und zwar zunächst einmal natürlich vor Chomsky).

Da ich meinerseits im folgenden zur Veranschaulichung auf Beispiele zurückgreifen möchte, und zwar auf Beispiele aus dem semantischen Komplex des „Netzes“, beginne ich hier mit einer Formulierung, die ebenfalls zumindest an der Grenze der sprachlichen Akzeptabilität liegen dürfte, die aber – soviel sei bereits hier verraten – „positiv“, und zwar außerhalb der Literatur, dokumentiert ist: „Heimaten als zahllose Knoten in hoch wehenden Netzen“.

Zur Abgrenzung des foucaultschen Diskursbegriffs von der Linguistik gehört ferner natürlich insbesondere die Unterscheidung zwischen seinem Diskursbegriff und dem seither in der Linguistik weit verbreiteten Begriff einer discourse analysis im Sinne einer Konversationsanalyse oder einer Analyse alltäglicher bzw. öffentlicher Redegenres bzw. Problemdebatten (wenn etwa Chats auf ihre Dialogstruktur hin untersucht werden oder wenn vom „Migrationsdiskurs“ oder vom „Umweltdiskurs“ die Rede ist). Die *Archäologie des Wissens* lag zum einen chronologisch zu früh, um auf diese linguistischen Entwicklungen reagieren zu können (sie erschien 1969) – zum anderen hat sich Foucault de facto auf Diskurse des Wissens im engen Sinne spezialisiert und Alltags- bzw. Öffentlichkeitsdiskurse ausgespart. Zudem sind seine Beispiele im Wesentlichen aus älteren historischen Epochen gewählt (hauptsächlich aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, dann auch aus der Antike), so dass aktuelles Material, etwa aus mediopolitischen oder mediounterhaltenden Diskursen, fehlt. Ich werde deshalb im folgenden Foucaults Diskurse des Wissens um Elementar- und Interdiskurse, wie ich sie nenne, und zwar auch aktuelle, ergänzen. Foucault berührt diesen Bereich allenfalls am Rande, wo er zwischen Aussagen als kleinsten Elementen von Diskursen (ich schlage vor, von „diskursiven Aussagen“ oder „Diskurs-Aussagen“ zu sprechen) einerseits und „Sprechakten“ im Sinne der Pragmatik andererseits unterscheidet (Foucault 1973, S. 120 ff.; Foucault 1969, S. 110 ff.).

Eine foucaultsche „Aussage“ ist dagegen positiv als Element einer „diskursiven Formation“, also einer historisch spezifischen Formation von Wissen bestimmt – insofern sind auch „eine Graphik, eine Wachstumskurve, eine Alterspyramide“ (Foucault 1973, S. 120) „Aussagen“. Da im Folgenden illustrative Beispiele aus dem Komplex des „Netzes“ verwendet werden, wäre zu ergänzen: Auch die schematische Grafik eines Organisationsnetzes kann in diesem Sinne als Diskurs-Aussage fungieren. Dass die Diskurs-Aussage ferner natürliche Sprachen übergreifen kann, ist ebenso evident: Die Kennzeichnung einer organisatorischen Netzstruktur (etwa einer Hierarchie) in englischer Sprache ist die gleiche Diskurs-Aussage wie ihre deutsche Version.

Als Element einer „diskursiven Formation“ ist die Aussage durch eine spezifische historische Situation gekennzeichnet: Sie bezieht sich auf spezifische Gegenstände, die sie stets mit konstituiert (bei der Analyse von Kommunikationsnetzen könnten das etwa „Knoten“ sein) – sie kann nur von bestimmten Sprecherpositionen effektiv geäußert werden (zum Beispiel von „Ärzten“ oder von „Autoren“), sie verwendet spezifische Begriffe und selegiert das Wissen nach bestimmten „Strategien“, wodurch wiederum anderes mögliches Wissen strikt „ausgeschlossen“ (unsagbar und unwissbar) wird. Die systemtheoretische „Selektivität“ ist in der Diskurstheorie demnach eine Funktion der „Strategien“, besonders der diskurskonstituierenden.

In seiner Definition von „Diskurs“ (als Kurzform für „diskursive Formation“) betont Foucault mithin die historische Spezifik und Spezialität des jeweiligen Wissens: „eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Forma-

tionssystem zugehören. Und so werde ich von dem klinischen Diskurs, von dem ökonomischen Diskurs, von dem Diskurs der Naturgeschichte, vom psychiatrischen Diskurs sprechen können“ (Foucault 1973, S. 156; Foucault 1969, S. 141).

2. Definitionsvorschläge zu Grundbegriffen mit Blick auf linguistische Nachbarschaften

Ich versuche nun eine ‚freie‘, möglichst systematische Definition, die auch die spätere machanalytische Entwicklung Foucaults bereits einbezieht.

2.1. Diskurs

Diskurse sind im Unterschied zu natürlichen Sprachen historisch-kulturell sehr viel stärker variabel und legen (sprachübergreifend) jeweils spezifische Sagbarkeits- und Wissensräume sowie deren Grenzen fest. Es sind institutionalisierte, geregelte Redeweisen als Räume möglicher Aussagen, die an Handlungen gekoppelt sind. Dazu gehört insbesondere die Konstitution von spezifischen historischen Objektivitäten und Subjektivitäten:

- Objektivitäten im Sinne sozialer Gegenstände und Themen, Begriffe, Klassifikationen und Argumente;
- Subjektivitäten im Sinne von legitimen Sprecherpositionen sowie Gender- und anderen Sprecher- und Rezipientinnenrollen einschließlich spezifischer körperlicher Prägungen (Habitus).

Aus der Eingrenzung von Sag- und Wissbarkeit, der Sprechersubjektivität sowie den Kopplungsflächen zur Handlung generiert sich der Machteffekt der Diskurse.

Zu dieser, der foucaultschen Systematik möglichst eng folgenden Definition gehört also nicht eine dialogische Grundstruktur (Debatte, Kontroverse usw.), wie sie häufig in der Linguistik vorausgesetzt wird. Eine solche Debatte wäre nach Foucault vielmehr ein „diskursives Ereignis“ innerhalb eines Diskurses (bzw. Interdiskurses) als Sagbarkeitsraum („Formation“). Ich werde darauf zurückkommen.

2.2. Spezialdiskurs

Zwecks Einführung des von mir verwendeten Interdiskurs-Begriffs schlage ich nun in einem ersten Schritt vor, Foucaults „diskursive Formationen“ bzw. „Diskurse“ als „Spezialdiskurse“ zu spezifizieren. Es dürfte einleuchten, dass Foucaults „Diskurse“ als eng begrenzte Sagbarkeits- und Wissensräume Objekte und Subjekte eines jeweils sehr speziellen Wissens generieren. Das gleiche gilt für auf dieser Basis institutionalisierte spezielle Wissenschaften. Die Logik der Wissensspezialisierung zielt dabei tendenziell auf Eindeutigkeit, spezielle Definition der Begriffe, Dominanz der Denotation und mög-

lichst Beseitigung aller Uneindeutigkeiten und Konnotationen mit dem Idealtyp der mathematischen Formel.

2.3 Spezialdiskurs und/oder Fachsprache

Ganz sicher können die historische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault und die linguistische Fachsprachenforschung von wechselseitiger Kenntnisnahme, wie sie sich inzwischen abzeichnet, nur gewinnen. Es handelt sich um Forschungen, die sich vor allem in ihren Gegenständen teilweise berühren. Dabei ist es den Vertretern der Fachsprachenforschung klar, dass es sich bei ihren Gegenständen nicht um „Sprachen“ im Sinne der Systemlinguistik handelt. Vielmehr geht es um besondere, gegenstands- und praxisbezogene Sektoren der natürlichen Sprache, deren Spezifik im Wesentlichen auf einem eigenen Lexikon und in geringerem Maße auch auf syntaktischen und stilistischen Präferenzen beruht.² Das spezielle Lexikon besitzt „terminologischen“ und „definitorischen“ Charakter (mit der dominanten Funktion der Eindeutigkeit beim Referieren); auffällig sind dabei vor allem bestimmte Verfahren der Wortbildung wie die Substantivierung von Verben und die generische Spezifizierung durch Komposita. Am Beispiel des Netzes: Hier wäre etwa die „Fischersprache“ (als handwerkliche Fachsprache) einschlägig, die die regionalen, jeweils differenzierten Lexika für den Bereich der Netze umfasst.³ Aber auch für moderne Fachsprachen gilt, dass sie – als wesentlich auf Terminologien beruhend aufgefasst – ein onomasiologisch spezifisches Feld semasiologisch sehr viel dichter besetzen und damit differenzierter artikulieren als die „Gemeinsprache“. Insofern haben wir es ursprünglich mit einer besonderen, segmentär akzentuierten Spielart der sprachtypologische Betrachtungsweise zu tun.

2.4 Von der Fachsprachenforschung zur Linguistik der Vertikalität

In dem Maße, in dem Terminologien dann stärker als Dispositive eines umfassenderen Wissens aufgefasst werden können, nähert sich Fachsprachenforschung der Analyse von Spezialdiskursen an.⁴ Diese Orientierung bezeichnet Sigurd Wichter als „Linguistik der Vertikalität“, die er konkret allerdings zunächst ebenfalls auf die Lexikologie (dominant Terminologie) konzentriert.⁵ In dieser Perspektive erscheint die Dynamik vertikaler Variation aufwärts als Zunahme und abwärts als Verlust von Wissen, wobei als Träger der Vertikalität im wesentlichen „Experten“ und „Laien“ unterschieden werden, allerdings im Rahmen einer zusätzlich differenzierten Stufenleiter von „Niveaus“ des Wissens. Konsequenterweise werden dabei auch nichtsprachliche, im Wesentlichen ikonische Zeichenkomplexe eingeschlos-

² Fluck 1985, Fachsprachen.

³ S. dazu Fluck 1985, S. 69–71 (Betonung der dialektalen Komponente).

⁴ Vgl. dazu etwa Knobloch 1987.

⁵ Wichter 1994.

sen, was mit Foucault übereinstimmt. Ebenso rückt die für moderne industrielle Gesellschaften konstitutive Tendenz der Wissensspezialisierung, die „horizontale“ Dimension, in den Blick⁶, die für die im Anschluss an diesen Abschnitt darzustellende Interdiskursanalyse zentral ist. Damit erscheint tendenziell auch ein wesentlicher Unterschied zwischen Diskursgeschichte und älterer Fachsprachenforschung als überwindbar: Die ältere Fachsprachenforschung interessierte sich nicht für die jeweilige konkrete historische Substanz ihrer Gegenstände. Indem sie nicht von konkreten historischen Aussagen ausging, war sie, verglichen mit der historischen Diskursanalyse, relativ ahistorisch und relativ ‚formalistisch‘. So spielte etwa für die „Fachsprache der Metallverarbeitung“⁷ ein diskursives Ereignis wie das Prinzip Taylors, dass es für jeden Arbeitsvorgang (und insbesondere auch für jeden metallverarbeitenden Arbeitsvorgang) einen und nur einen „besten Weg“ gebe, gar keine Rolle. Dagegen erkennt die Diskursgeschichte in diesem Prinzip eine Aussage mit dem Charakter einer fundamentalen Diskontinuität bzw. Emergenz, durch die ein neues Feld von Sagbarkeit und Wissbarkeit eröffnet wurde, indem sämtliche Arbeitsvorgänge nun in ihre atomaren Elemente zerlegt werden konnten, die wiederum zeitlich messbar wurden, woran statistisches Wissen anschließbar und schließlich jeweils eine Fortschrittskurve mit Grenzwert berechenbar wurde.⁸ Die entsprechenden statistischen Tabellen, die die ältere Fachsprachenforschung als nichtsprachlich nicht berücksichtigte, besitzen für die Diskursanalyse ebenfalls den Status von Aussagen (und sogar von wichtigen) – ebenso wie z. B. Fotos und Filme von Arbeitsvorgängen. Eine eng wortschatzbezogene Fachsprachenforschung könnte ein solches diskursives Ereignis und die entsprechende Diskontinuität gar nicht wahrnehmen, da Fachausdrücke wie etwa „spanende Arbeiten“ oder „breitnasiger Schnelldreh-Schruppstahl“ durch diese Diskontinuität nicht tangiert wurden.⁹ Diskurshistorisch handelt es sich dagegen um das bedeutsame diskursive Ereignis der Emergenz des „tayloristischen ergonomischen Spezialdiskurses“, der einschneidende neue diskursive und nichtdiskursive Praktiken und vor allem neue Subjektivitäten (tayloristische Ergonomen vs. taylorisierte Arbeiter) und neue Objektivitäten (technisch rationalisierte Arbeitsprozesse und Fabriken) mit entsprechenden Machteffekten generiert hat. Das Beispiel zeigt ebenfalls die theoretische und methodische Relevanz der Option Foucaults für die „Aussage“ (statt des Terminus) als ‚Atom‘ des Diskurses: Erst die Aussage ist Element eines produktiven, nicht rein auf Wiedererkennen von Termini beschränkten Wissens innerhalb eines je historisch eröffneten speziellen Wissensraumes.

⁶ Wichter 1985, S. 38 ff.

⁷ Dazu Fluck 1985, S. 63–69.

⁸ Zu diesem Komplex ausführlich, an Foucault anschließend, Wupper-Tewes 1995.

⁹ Ich wähle diese Termini aus der Taylor-Ballade in Enzensberger 1975, S. 100 f. Diese Ballade kann als ein Meisterstück in Diskursgeschichte betrachtet werden, gerade weil sie den Wortschatz auf Diskurs-Aussagen hin überschreitet.

2.5 Auf dem Weg zur Kompatibilität?

Auf der Basis der wichterschen Weichenstellung hat Albert Busch in seiner Habilitationsschrift der Frage der Kompatibilität bzw. wechselseitigen Anschließbarkeit zwischen neuerer linguistischer Fachsprachenforschung und Interdiskursanalyse ein aus meiner Sicht sehr verdienstvolles Kapitel gewidmet.¹⁰ Die Feststellung weitgehender Kompatibilität harmoniert mit den vorliegenden Ausführungen. Insofern bietet es sich an, an dieser Stelle kurz auch zu den drei angemeldeten Dissensen¹¹ Stellung zu nehmen:

- Erstens könne der Diskurs nicht als Zwischeninstanz zwischen Langue und Parole betrachtet werden, sei vielmehr ganz der Parole zuzuordnen. Dabei wird m. E. umgekehrt die starke Systematizität auch des Diskurses im Sinne Foucaults (die Geltung synchronischer „valeur“-Mechanismen, die Rasterung des Materials durch paradigmatisch-syntagmatische Achsen, das starke Gewicht von Stereotypen und Präkonstrukten, kurz die tiefenstrukturelle Regelhaftigkeit) unterschätzt.
- Zweitens weiche der (hier im Anschluss zu explizierende) Interdiskursbegriff „zu weit von der Vorstellung des Interdiskurses als Alltags- oder Allgemeinwissen“ ab. Diese Kritik ist für die frühe Phase der Theorie berechtigt – ich habe diese Unklarheit seither durch die Unterscheidung zwischen Interdiskurs und Elementardiskurs (s. u.) zu beseitigen versucht.
- Drittens könne der Interdiskurs nicht als „fluktuierendes Gewimmel“ begriffen werden, da er vielmehr ebenfalls einer „Ordnung“ unterliege. Das ist ein Missverständnis, das aus der Gleichsetzung von Interdiskursivität (als „Gewimmel“ einzelner, zunächst je spontan generierter interdiskursiver Elemente, etwa Metaphern) und konkreten, elaborierten und institutionalisierten Interdiskursen wie Mediopolitik, Mediounterhaltung, Populärwissenschaft oder Literatur entspringt. Für solche elaborierten Interdiskurse gilt in der Tat die unter dem ersten Monitum erwähnte partielle Systematizität. Es ist zu hoffen, dass eine künftige engere Kooperation zwischen linguistischer Vertikalitätsforschung und Interdiskurstheorie durch

¹⁰ Busch 2004, S. 86–109. – Auch andere neuere linguistische Arbeiten beziehen sich inzwischen – teils zustimmend, teils kritisch – auf die Interdiskurstheorie. Ich nenne als Beispiel Wengeler 2003, S. 78, S. 131, S. 152 ff. Die Kritik richtet sich hier vornehmlich gegen die unterstellte Annahme „subjekt-loser Diskurse“ (S. 78 passim) – vgl. zu diesem Missverständnis den Schlussteil der vorliegenden Ausführungen. Um die Problematik nicht von vornherein zu verzerren, versuche man sich klarzumachen, dass es lediglich darum geht, das Faktum ernst zu nehmen, dass Babies ihre Sprache (und Kinder ihre Diskurse) nicht „aushandeln“ – ihre Subjektivität wird damit nicht im mindesten bestritten. Diese Subjektivität gilt lediglich als diskursiv induziert, wobei das Verhältnis zwischen Diskurs und subjektiver Diskurspraxis als geschlossener (Re)produktionszyklus aufgefasst wird; Änderungen des Diskurses durch empirische Subjekte (einschließlich Innovationen) werden dabei nicht als Akte eines prä-diskursiven „intelligiblen Charakters“ (Kant), sondern ihrerseits als diskursive Ereignisse verstanden.

¹¹ Busch 2004, S. 108.

die Klärung solcher Defizite und/oder Missverständnisse beiden Forschungsrichtungen von Nutzen sein wird.

2.6 Interdiskursivität

Im Dialog mit Albert Busch wurden bereits Kategorien erwähnt, die nun im Einzelnen zu skizzieren sind. In seiner kulturellen Gesamtheit betrachtet, lässt sich der Prozess der diskursiven Produktion und Reproduktion keineswegs allein von der Tendenz zur Spezialisierung her begreifen. Neben der stets zunehmenden Tendenz zur Spezialisierung und Differenzierung existiert eine gegenläufige, entdifferenzierende, partiell reintegrierende Tendenz der Wissensproduktion, die ich in Systematisierung foucaultscher Hinweise die interdiskursive¹² nenne.

Auf einer zunächst elementaren Ebene lassen sich in allen wissensgeteilten Bereichen, bis hin zu den eigentlichen Spezialdiskursen, eine Fülle von Diskursparzellen beobachten, die mehreren Wissensbereichen und darüber hinaus dem sog. Alltagswissen (dem Elementardiskurs: s. u.), gemeinsam sind. Zu solchen Wissenskomplexen mit spezialdiskursübergreifender Verwendbarkeit gehören neben tragenden Grundbegriffen etwa Exempel, symbolische Modelle, systematische und narrative Schemata. So lässt sich das Schema des „Netzes“ sowohl in der Informatik wie in der Kommunikationswissenschaft wie in der Ökonomie oder der Sozialpolitik und nicht zuletzt in der linguistischen Semantik verwenden – so changiert die Kategorie des „Charakters“ zwischen Psychologie, Pädagogik, Geschichte, Politik, Literatur und Kunst, die der „Entwicklung“ zwischen Biologie, Geschichte, Pädagogik, Literatur und Kunst, die des „Wachstums“ zwischen Biologie, Ökonomie und Psychologie („personal growth“). Die auch bei Foucault zentrale interdiskursive Kategorie der „normalisation“ habe ich in meiner Studie ‚Versuch über den Normalismus‘ zusammen mit der der Normalität u. ä. exemplarisch rekonstruiert.¹³ Obwohl die Spezialdiskurse solche Begriffe jeweils möglichst speziell zu definieren suchen, bilden sie im Interdiskurs – jetzt bediene ich mich selbst der Semantik des Netzes – netzartige Konnotations-knoten, die sich typischerweise mit Kollektivsymbolen kombinieren (s. u.).

2.7 Interdiskurse

Diese gegen die Tendenz zur Wissensspezialisierung gegenläufige, entdifferenzierende, partiell reintegrierende Tendenz der Wissensproduktion führt zur paradoxen Konstitution eigener Diskurse, deren Spezialität sozusagen

¹² Ich definiere „interdiskursiv“ also (wie Foucault) bezüglich der ‚horizontalen‘ Achse der Wissensteilung. Ein Beispiel wäre die „Fairness zwischen den Geschlechtern“ als Kombinat aus Sport und Sozialpolitik. Anders und gerade umgekehrt meint der Begriff des „interdiscours“ bei Michel Pêcheux eine Interferenz auf der ‚vertikalen‘ Achse: vgl. zur Abgrenzung Link 1983, S. 16 und nochmals ausführlich Link 2006.

¹³ Link 2006 (1996).

die Nicht-Spezialität ist und die ich Interdiskurse zu nennen vorgeschlagen habe.¹⁴ Bekannte Beispiele sind Populärreligion, Populärphilosophie, Populärgeschichte, Pädagogik, Publizistik, Konversation (heute Talkshows), Kunst und Literatur, später dann Populärwissenschaft, Mediapolitik und Medio-Unterhaltung. Offensichtlich können moderne differenziert-spezialistische Kulturen sich nicht ausschließlich auf spezielle Wissensbereiche beschränken, sondern benötigen zu ihrer Reproduktion zusätzlich umgekehrt als eine Art Korrelat bzw. Kompensation immer auch reintegrierende Wissensbereiche, die zwischen den Spezialitäten vermitteln und ‚Brücken schlagen‘. Diese reintegrierenden Wissensbereiche oder Interdiskurse sind nicht etwa als wirkliche Totalisierungen von Spezialwissen misszuverstehen. Solche Totalisierungen, wie sie Schiller, Goethe und die Humboldts oder Hegel und die Bildungsidealisten sich noch vorstellen konnten, sind heute schlicht unmöglich. Die wesentliche Funktion von Interdiskursen besteht demnach nicht in professionellen Wissenskombinaten, sondern in selektiv-symbolischen, exemplarisch-symbolischen, also immer ganz fragmentarischen und stark imaginären Brückenschlägen über Spezialgrenzen hinweg für die Subjekte. Je differenzierter das moderne Wissen und je weltkonstitutiver seine technische Anwendung, umso wissensdefizitärer, wissensgespaltener, orientierungsloser und kulturell peripherer sind moderne Subjekte. Wenn Luhmanns Theorie¹⁵ zu implizieren scheint, dass die Ausdifferenzierung die jeweiligen Anteile der „Personen“ mehr oder weniger friktionslos auf die Teilsysteme verteile, so dass es eigener symbolisch reintegrierender¹⁶ Instanzen strukturell und funktional gar nicht bedürfe, so scheint mir das wenig plausibel. Realistischer erscheint es, grundsätzlich zwischen speziellen und symbolisch-partiell integrierenden Wissensbereichen (zwischen Spezial- und Interdiskursen) zu unterscheiden (was eine Kritik an der theoretischen Gleichbehandlung beider Wissenstypen bei Luhmann impliziert: „Religion“, „Kunst“, „Massenmedien“ oder gar „Liebe“ wären dann wegen ihrer interdiskursiven Basis strukturell-funktional von „Wirtschaft“, „Wissenschaft“ und „Recht“ prinzipiell zu trennen¹⁷).

2.8 (inter)diskursive Ereignisse

An dieser Stelle eine kurze Zwischenbemerkung zu einer weit verbreiteten, bereits oben erwähnten Verwendungsweise des Diskursbegriffs: Wenn etwa von „Migrationsdiskurs“ oder „Umweltdiskurs“ im Sinne einer gegenstands-

¹⁴ Vgl. Link (1988).

¹⁵ Zur Kompatibilität/Inkompatibilität zwischen Diskurstheorie und Luhmannscher Systemtheorie (sowie auch Bourdieuscher Habitustheorie) vgl. Link (2004).

¹⁶ Nicht zu verwechseln (wozu Luhmann tendiert) mit totalisierenden!

¹⁷ Theorieimmanent erweist sich diese prinzipiell irriige Gleichbehandlung der dominant spezialdiskursgestützten und der dominant interdiskursgestützten „Teilsysteme“ in den notorischen Dissensen über die „Medien“ und „Codes“ der letztgenannten.

bezogenen Debatte die Rede ist, so handelt es sich im foucaultschen Sinne nicht um „Diskurse“ als spezifische Räume von Sagbarkeit, sondern um diskursive Ereignisse sozusagen mittlerer Reichweite (zwischen einzelnen Aussagen und epochalen Diskontinuitäten). Träger solcher Debatten ist die „Öffentlichkeit“, hauptsächlich der mediopolitische Interdiskurs. Tatsächlich geht es also fast immer nicht um spezialdiskursive, sondern um interdiskursive Ereignisse. Typischerweise konfrontieren sich dabei zwei entgegengesetzte diskursive Positionen im gleichen Interdiskurs. Als Beispiel soll im Folgenden die Kontroverse zwischen einer ‚vertikalen‘, hierarchischen, und einer ‚horizontalen‘, demokratischen Auffassung von Kommunikationsnetzen, einschließlich des Internet, erörtert werden. Solche dichotomisch-antithetischen Diskurspositionen hat auch Martin Wengeler als pro-contra-Positionen fast aller Topoi im „Migrationsdiskurs“ beschrieben.¹⁸ Der habermassche Begriff eines idealtypisch „herrschaftsfreien Diskurses“ stellt eine philosophische Systematisierung solcher interdiskursiver Ereignisse mit Debattencharakter dar.

Übrigens könnte sich, falls mein Eindruck nicht trügt, auch in der linguistischen Diskursanalyse eine Annäherung an den strikter an Foucault orientierten (und den dialogischen Charakter als eher untergeordneten Aspekt betrachtenden) Diskursbegriff abzeichnen. Ich nenne als Beispiel Heidrun Kämpers Definitionsvorschlag in ihrem Beitrag zum vorliegenden Band.¹⁹ Dieser Beitrag folgt auch in seiner starken Betonung diskontinuierlicher diskursiver Ereignisse („Umbrüche“) einer genuin foucaultschen Fragestellung. Dabei erweist sich wiederum die Dominanz des Lexikons als spezifisch linguistisch, was jedoch eine Konvergenz mit der Interdiskursgeschichte, der es primär um in „Aussagen“ formulierte (re)produktive Wissens Elemente geht, keinesfalls ausschließt.

2.9 Kollektivsymbolik

Auch die Interdiskurse produzieren Wissen. Dieses Wissen wird durch Kombination, Kopplung und Integration von Spezialdiskursen generiert. Ein wesentlicher Typ solcher Kopplung besteht in der Herstellung von Analogien: Ein Diskurselement des Spezialdiskurses A wird als Modell für den Spezialdiskurs B verwendet. Ein Beispiel ist die Datenautobahn: Dabei wird das Verkehrsnetz in analoger Weise als Modellsymbol für das Internet genutzt, wobei gleichzeitig Wissen über modernen Verkehr und Informatik integriert

¹⁸ Wengeler 2003, S. 301 ff.

¹⁹ Kämpfer 2007. Ähnlich schon Busse/Teubert 1994, S. 14. Ich danke Heidrun Kämpfer für wertvolle bibliographische Hinweise insbesondere zur Linguistik der Vertikalität. – Der neue Sammelband von Ingo Warnke (Warnke 2007) kann hier nicht im Einzelnen kommentiert werden. Während die „Diskurs“-Definition (S. 18) einschließlich ihrer Prämissen und Konsequenzen Foucaults Ansatz korrekt folgt, steht die Behauptung, dieser optiere bewusst für „das Unklare, das Opake“ (S. 10 passim) aus meiner Sicht im Widerspruch dazu.

werden. Unter Kollektivsymbolik sei also die Gesamtheit der am weitesten verbreiteten Allegorien und Embleme, Vergleiche und *metaphorae continuatae*, Exempelfälle, anschaulichen Modelle und Analogien einer Kultur verstanden. Ein großer Teil des entsprechenden Materials wird sowohl in der philosophischen Metaphorologie Hans Blumenbergs (Blumenberg 1960) wie in der linguistischen George Lakoffs (Lakoff/Johnson 1980) wie auch in der historischen Alexander Demandts (Demandt 1978) unter die Kategorie „Metapher“ subsumiert. Ich habe statt dessen für die Kategorie „Symbol“ als übergreifenden Terminus optiert, weil es m. E. dabei erstens nicht um einzelne Metaphern, sondern bloß um expandierte metaphorische Komplexe geht (*metaphorae continuatae*) und weil es zweitens inadäquat wäre, die vielen und wichtigen Fälle synekdochischer (repräsentativer) oder metonymischer Bilder unberücksichtigt zu lassen, wie es beim Oberbegriff „Metapher“ der Fall ist. Ein Kollektivsymbol besteht dann ganz allgemein aus einem rudimentär expandierten, zumindest potentiell ikonisch realisierbaren Symbolisanten (dem „Bild“, der *Pictura*, zum Beispiel einem ‚Stau auf der Datenautobahn‘) sowie einem bzw. in der Regel mehreren Symbolisaten (dem „Sinn“, den *Subscriptiones*, z. B. einer ‚Überlastung des Servers‘).

2.10 Elementar-literarische Formen

Das Kollektivsymbol zählt zu den „elementar-literarischen Formen“, neben weiteren Kategorien wie Polysemie, „Reizwort“, „Charakter“, prägnante Subjekt-Situation – ferner elementare Erzählformen, die Narrative heißen sollen: z. B. Mythen im Sinne von Claude Lévi-Strauss (also Vermittlungsmymthen), insbesondere auch in modernen Spielarten (Parr 1992), darunter „Mythen des Alltags“ (Roland Barthes) bzw. einem Spektrum von Narrativen, das man als progressdialektisches Spektrum zusammenfassen kann (wozu etwa die Steigerung der Speicherkapazität von Computerchips und die dadurch bewirkte ‚Steigerung der Geschwindigkeit auf der Datenautobahn‘ zählen würde.).

All diese elementar-literarischen Formen entspringen aus dem interdiskursiven Mechanismus der Kultur und bedienen sowohl einzeln wie in toto die Funktion partiell-symbolischer Reintegration der Wissens- und Diskursteilung für die Subjekte und damit der Subjektivierung des Wissens.

2.11 Elementardiskurs

Im Elementardiskurs schließlich werden sogenannte anthropologischen Konstanten (wie allgemeinste Lebensstrategien, Liebe, Generationen, Feindschaft, Kampf, Arbeit, rudimentäre as-sociative Solidaritäten, Krankheit und Tod) mit dominanten interdiskursiven Komplexen kombiniert und dadurch aktualisiert und historisiert. Dabei spielt seit geraumer Zeit der interdiskursive Komplex des Sports eine herausragende Rolle: Zu den Stars, die heute als exemplarische ‚Helden‘ der massenmedialen Narrative von Liebe, Kampf,

Krankheit und Tod fungieren, zählen insbesondere Spitzensportler, über deren Kopulationen und Kollisionen Millionen von Zuschauern heute besser informiert sind als über ihr eigenes Leben. Wie das Beispiel allerdings zeigt, gibt es streng genommen gar keine anthropologischen Konstanten, da auch Liebe und Tod diskursiv und also soziokulturell spezifisch konstituiert werden: Auch Liebe und Tod folgen einem jeweiligen historischen Apriori.

3. Ein exemplarischer Fall: das Netz

3.1 Aktuelle Dimensionen des „Netz“-Symbols

Am exemplarischen Fall des Netzes lässt sich die bisher vorgeschlagene kategoriale Differenzierung nun noch einmal konkret illustrieren.

Zur sprachlichen Analyse des Diskurskomplexes „Netz“ gehört zunächst die Beschreibung des Wortfeldes und die Formulierung semantischer Regeln für die Konstruktion akzeptabler Sätze. Dabei bietet die kontrastive Semantik einen Königsweg an, wobei die verschiedene lexikalische Differenzierung des Wortfeldes rekonstruiert wird. So teilt das Französische mit *filet* vs. *réseau* vs. *toile* vs. *panneau* das Feld stark abweichend vom Deutschen (nur *Netz*) und Englischen (*net* vs. *network/networking* vs. *web* vs. *grid*) auf. Die fast an Homonymie grenzende Polysemie des deutschen „Netz“ zeigt sich etwa in der Vielfalt der ikonischen Darstellungen des „sozialen Netzes“. Die ältere Fachsprachenforschung würde unter dem Rubrum „handwerklicher Fachsprachen“ die verschiedenen Fischer-, Jäger- und andern Fangnetze und dann am Beispiel der Informationstechnik die Fachausdrücke elektronischer Vernetzungen spezifizieren. Dass die Diskurstheorie sich auf einer ganz anderen Ebene bewegt, lässt sich sehr prägnant am Beispiel von Sätzen illustrieren, die Übersetzungsfehler enthalten. So könnte etwa in dem sprachlich uneindeutigen Satz „The deep cuts into the social network decided last year by the Bundestag have considerably increased poverty in Germany“ von einem kompetenten Leser die diskursive Aussage „Die letztes Jahr von Bundestag beschlossenen tiefen Einschnitte ins soziale Netz [d. h. in die sozialen Sicherungssysteme] haben die Armut in Deutschland erheblich vergrößert“ erkannt werden.²⁰ Ähnlich wäre es bei französischen Sätzen, die das Signifikat des Kommunikationsnetzes statt mit *réseau* ständig mit *filet* kodieren würden: Sie wären sprachlich absurd, aber für den kompetenten Leser diskursiv sinnvoll. Nicht verschwiegen sei allerdings auch, dass durch falsche oder schiefe, manchmal auch bloß durch nicht erläuterte Übersetzungen in die Zielsprachen in den Zielkulturen ganz neue diskursive Aussagen emergieren können, wie auch am Beispiel der Übersetzungen Foucaults gezeigt werden könnte.

²⁰ Während das englische „social network“ ein Netzwerk aus Personen meint (vs. social safety net).

Bekanntlich spielt der Netz-Komplex, um es kalauerhaft zu sagen, in mehreren aktuellen Spezialdiskursen die Rolle einer Spinne im Netz. Das sind vor allem theoretische und angewandte Informationstheorie, Kommunikationstheorie, Mathematik, Verkehrswissenschaft, Organisationssoziologie, Managementtheorie. Einen Überblick bietet der UTB-Band *Netzwerke* von Manfred Faßler.²¹ Für den ökonomischen und soziologischen Bereich präsentieren Luc Boltanski und Ève Chiapello in ihrer Studie *Der neue Geist des Kapitalismus*²² umfangreiches Belegmaterial. Sowohl Faßler wie Boltanski/Chiapello handeln bereits intensiv von der interdiskursiven Expansion des Netz-Komplexes. Unter den ICT-Netzen nimmt natürlich längst das Internet die dominante Position ein, begleitet von einer derartig starken diskursiven Proliferation, dass ich diesen Komplex hier aussparen muss.²³

3.2 Eine Aporie im „Netz“-Symbol als Symptom einer Diskursgrenze

Ich möchte nun versuchen, am Beispiel der aktuellen diskursiven Proliferation des Netzes den entsprechenden interdiskursiven Komplex im Sinne Foucaults als Raum mit eingeschränkter Sag- und Wissbarkeit und mit daraus resultierenden Machteffekten zu analysieren. Ich beginne mit der Frage: Was sind die Knoten im Kommunikationsnetz? Wenn wir die entsprechenden Aussagen sammeln, also ein Archiv im Sinne Foucaults anlegen, stoßen wir bald auf einen konstitutiven Dualismus, wie ich es nennen möchte. Zum einen wird die Frage „Was sind die Knoten im Netz?“ spontan zur Frage: „Wer sind die Knoten im Netz?“, worauf die Antwort selbstverständlich erscheint: Die Knoten im Netz sind die Teilnehmer, die Mitspieler, die User usw. Ich nenne die zugrunde liegende Vorstellung die des interpersonalen Interaktionismus.²⁴ Das scheint evident zu sein: Wer anders als die teilnehmenden Personen sollen das Netz zwischen sich knüpfen und sich damit als Knoten dieses Netzes konstituieren? Symptomatisch für diese Vorstellung ist die Leitmetapher des „Aushandelns“, die seit geraumer Zeit eine phänomenale Karriere nicht bloß im Interdiskurs, sondern auch in einigen Spezialdiskursen wie der Soziologie gemacht hat. Auch das „Aushandeln“ (englisch entweder *negotiating* oder

²¹ Faßler 2001.

²² Boltanski/Chiapello (1999), bes. S. 208–230 (« La généralisation de la représentation en réseau »).

²³ Vgl. dazu aber Busch (2004), S. 170, 363 f. *passim*. Malte Krückels arbeitet an einer Dissertation über Internet und Interdiskurs, die demnächst vorgelegt werden wird.

²⁴ Das ist kein Pleonasmus, da nicht jeder Interaktionismus – man denke etwa an den symbolischen Interaktionismus von George Herbert Mead – (zentrierte und idealiter autonome) „Personen“ als Interakteure impliziert (sondern z. B. „Rollen“). Bekanntlich ist diese Problematik einer der Steine des Anstoßes bei Foucault (angebliche ‚Tilgung des Subjekts‘). In Wirklichkeit geht es um die Frage, ob so etwas wie die (explizite oder implizite) Annahme eines angeborenen, prä-diskursiven ‚Kerns der Person‘ plausibel ist. Vgl. dazu ausführlich Link 2005.

bargaining) ist natürlich ein gutes Beispiel für den Unterschied zwischen Sprach- und Diskursanalyse. In der interpersonal-interaktionistischen Netz-Vorstellung sind es die Personen, die vor dem Netz existieren und die dann das Netz zwischen sich „aushandeln“. Die häufig polemisch ausgefochtene Alternative zwischen einem hierarchisch-vertikalen und einem demokratisch-horizontalen Netz stimmt in der Grundvorstellung des interpersonalen Interaktionismus überein. Wir können sagen, dass es sich um zwei kontroverse diskursive Positionen innerhalb eines gleichen Diskurses handelt.

Mit Dualismus meine ich nun nicht diesen Streit der beiden diskursiven Positionen, sondern die Beobachtung, dass wir im Diskurs des interpersonalen Interaktionismus ständig Aussagen finden, die diesem interaktionistischen Modell völlig zuwiderlaufen und mit ihm völlig inkompatibel sind. Das sind alle Aussagen, in denen transpersonale, massendynamische Modelle verwendet werden, wenn etwa von Datenfluten und Datenlawinen die Rede ist. Auch die Datenautobahn mit ihrem Massenbetrieb und ihren unzähligen Spuren und Kreuzen sprengt völlig die Vorstellung einer dialogischen Gesellschaft von autonomen Personen.

Die Tatsache, dass nun nie die Frage nach der Kompatibilität der massendynamischen Modelle mit dem interpersonalen Interaktionismus auftaucht, deutet die Diskursanalyse als Symptom der Unsagbarkeit dieser Frage und damit der Unwissbarkeit einer Antwort auf die Frage. Anders gesagt handelt es sich um ein Symptom der Grenze des Diskurses – der Diskurs schließt diese Frage aus, und zwar nicht als bewusste repressive, zensierende Entscheidung eines Subjekts, sondern als Diskurssystem selbst, das nur funktionieren kann, wenn diese Frage ausgeschlossen bleibt. Das hat erhebliche und durchaus einschneidende Machteffekte: So kann die gesamte Vernetzungspraxis nur unter der Bedingung dieses Ausschlusses an den juristischen Diskurs angekoppelt werden, der auf personales bzw. parapersonales Privateigentum und auf persönliche Verantwortungen angewiesen ist. Nur wenn die Netze zwischen Personen „ausgehandelt“ werden, passen sie in eine marktförmige Kultur. Die alternative Vorstellung, derzufolge die konkreten interagierenden Personen als Subjekte allererst von prä- bzw. transpersonalen technischen und diskursiven Netzen (Zugängen, Anschlüssen, Schaltungen, Kontakten en masse) konstituiert würden und zwar so, dass sie mit den Netzen kompatibel agieren, kann innerhalb des interpersonal-interaktionistischen Diskurskomplexes der Vernetzung nicht gesagt, also auch nicht gedacht und gewusst werden – wo sie, etwas in Gestalt foucaultscher Diskursanalysen, empirisch auftaucht, kann sie nicht „verstanden“ werden, sondern muss als angeblich „antihumanistische“, „antisubjektive“ und „antipersonale“ Polemik umformuliert und dann abgekanzelt werden (wie exemplarisch etwa von Manfred Frank in seinem wirkungsmächtigen Buch *Was ist Neostrukturalismus?*)

4. Literarischer Diskurs als Interdiskurs

Abschließend in stark komprimierter Form einige Konsequenzen für die Literaturtheorie. Es besteht heute ein weitgehender Konsens darüber, dass „Literatur“ in einem engen und präzisen Verständnis an die in Europa um 1800 erfolgte „Autonomisierung“ gebunden ist, die eine institutionelle Ausdifferenzierung voraussetzt. Dennoch lassen sich auch in einem weiteren Sinne Texte als „literarisch“ begreifen, in denen „prodesse“-Funktionen an die Möglichkeit von Subjekt-Applikationen (Identifikationen und Gegen-Identifikationen) gebunden sind und „delectare“-Funktionen tendenziell dominieren (narrative und „tonale“ Faszinationen, Spannung, „Charaktere“, formale Überstrukturierung). Gerade die Interdiskursanalyse erlaubt es, den Einschnitt der Autonomisierung um 1800 nicht zu verabsolutieren: Wenn etwa bei Dante in evidenter Weise die prä-literarischen Aspekte mit religiösen gekoppelt sind, so liegt die Möglichkeit einer solchen Kopplung eben in der engen strukturellen Verwandtschaft zweier Interdiskurse, da es sich auch bei dem religiösen Diskurs um einen subjektzentrierten Interdiskurs handelt.

Die gerade erwähnten prodesse- und delectare-Funktionen prä-literarischer und literarischer Diskurse wie subjektive Identifikationsangebote, narrative und „tonale“ Faszinationen, Spannung usw. sind stets vor allem mit scheinbar anthropologischen Themen wie Lebensstrategien, Liebe, Generationen, Feindschaft, Kampf, Arbeit, Solidaritäten, Krankheit und Tod, also mit dem Elementardiskurs, verbunden gewesen. Spätestens seit den Hochkulturen war solches elementardiskursive Wissen jedoch bereits mehr oder weniger stark mit Wissenselementen spezialdiskursiver Herkunft (etwa medizinischem oder juristischem Wissen) gekoppelt. Vollends seit der europäischen Moderne mit ihrem hoch spezialisierten und ausdifferenzierten Wissens- und Diskurssystem erweist sich der literarische Diskurs als ein wissensintegrierender Interdiskurs mit primärer Subjektfunktion wie Populärreligion, Populärphilosophie und Populärwissenschaft. Deshalb fragt die Literaturanalyse als Interdiskursanalyse nach den Wissenselementen spezialdiskursiver Herkunft, die in einem Text selegiert, konstelliert, kombiniert, subjektiviert und ästhetisiert werden. Ob ein Text sich primär an juristisches Wissen ‚anlehnt‘, wie etwa viele Beispiele bei Kleist und Kafka, oder an medizinisch-psychiatrisches Wissen wie die großen Romane von Thomas Mann und Robert Musil, kann der diskurshistorischen Untersuchung manchmal bereits eine erste Orientierung verleihen. Entscheidend sind jedoch die Besonderheiten der Verarbeitung interdiskursiven Materials im literarischen Diskurs. Diese spezifisch literarische Integration erfolgt, grob gesehen, auf zwei sehr verschiedene Arten: erstens extensiv durch narrative Reihung interdiskursiver Elemente wie typischerweise im Roman – zweitens aber intensiv durch symbolische Kondensierung. Dazu wird die typische Mehr- bzw. Vieldeutigkeit der Symbole in Dienst genommen. Schließlich können auch beide Verfahren gekoppelt werden, wodurch symbolische Narrationen entstehen.

Dabei beschränkt sich die Faszinationskraft des literarischen Interdiskurses nicht auf die subjektivierende, syntagmatische und paradigmatische Ordnung interdiskursiven Wissens mit den entsprechenden Sinn- und Schönheitseffekten. Diese Faszinationskraft bewährt sich vielmehr darüber hinaus vor allem darin, dass mit den Grenzen der Sagbarkeit und den Ambivalenzen des Materials gespielt wird.

5. Ein Beispiel für gesprengte Grenzen der Sagbarkeit: Paradoxe Vernetzungen in Kafkas *Schloß*

Um auch hier mit einem Beispiel aus dem Diskurskomplex des Netzes zu schließen: In Kafkas fragmentarischem *Schloß*-Roman beschreibt Pepi dem Protagonisten K. gegenüber ihre Konkurrentin Frieda in deren Funktion als Ausschankmädchen als „Spinne im Netz“:

„Zunächst erfuhr K., daß eigentlich er an Pepis Unglück schuld sei, daß sie es ihm aber nicht nachtrage. Und sie nickte eifrig während der Erzählung, um keinen Widerspruch K.s aufkommen zu lassen. Zuerst habe er Frieda aus dem Ausschank fortgenommen und dadurch Pepis Aufstieg ermöglicht. Es ist sonst nichts anderes ausdenkbar, was Frieda hätte bewegen können, ihren Posten aufzugeben, sie saß dort im Ausschank wie die Spinne im Netz, hatte überall ihre Fäden, die nur sie kannte; sie gegen ihren Willen auszuheben, wäre ganz unmöglich gewesen, nur Liebe zu einem Niedrigen, also etwas, was sich mit ihrer Stellung nicht vertrug, konnte sie von ihrem Platze treiben“²⁵.

„Heute weiß Pepi, warum Klamm nicht kam. [...] Klamm kam.nicht herunter, weil Frieda es nicht zuließ. Nicht durch ihre Bitten hat sie das bewirkt, ihre Bitten dringen nicht zu Klamm. Aber sie hat, diese Spinne, Verbindungen, von denen niemand etwas weiß. [...]“ (S. 285)

Pepis Figurenperspektive verwendet das symbolische Netz-Modell im Sinne des interpersonalen Interaktionismus. Darin erscheint Frieda als intrigante Person mit „Verbindungen“ (symbolisch „Fäden“), die sie gegen Pepi benutzt. Auch alle weiteren Figuren, konkret Klamm und K., befinden sich an jeweiligen Orten im Netz. Die bloße Verwendung des Netz-Modells in dieser interpersonal-interaktionistischen Version impliziert ferner eine quasi detektivische und juristische Deutung: So ist K. „schuld“ an Pepis Auf- und dann Abstieg – was wiederum Intentionen impliziert (Pepi bildet sich ein, dass K. eigentlich sie und nicht Frieda liebe). Pepi hat damit eine ‚paranoide‘ Welt-sicht, sie leidet unter „Beziehungswahn“.

Es ist nun evident, dass Kafkas Text, der die Gesellschaft des Romans aus der beobachtenden Monoperspektive eines Außenseiters (eines „Fremden“, wie es leitmotivisch betont wird) in erlebter Rede schildert, die interpersonal-interaktionistische Spielart des Netz-Modells nicht nur nicht teilt, sondern radikal kritisiert. Das zur Zeit der Abfassung des Romans spektakulärste neue Netz-Modell war das Telefon-Netz. Kafka verwendet es als synekdochisches, repräsentatives Modell des Schloss-Systems:

²⁵ Kafka 1976, S. 273.

„Im Schloß funktioniert das Telefon offenbar ausgezeichnet; wie man mir erzählt hat [es spricht der Dorfvorsteher, J. L.], wird dort ununterbrochen telefoniert, was natürlich das Arbeiten sehr beschleunigt. Dieses ununterbrochene Telefonieren hören wir in den hiesigen Telefonen als Rauschen und Gesang, das haben Sie gewiß auch gehört. Nun ist aber dieses Rauschen und dieser Gesang das einzig Richtige und Vertrauenswürdige, was uns die hiesigen Telefone übermitteln, alles andere ist trügerisch. Es gibt keine bestimmte telefonische Verbindung mit dem Schloß, keine Zentralstelle, welche unsere Anrufe weiterleitet; wenn man von hier aus im Schloß anruft, läutet es dort bei allen Apparaten der untersten Abteilungen oder vielmehr, es würde bei allen läuten, wenn nicht, wie ich bestimmt weiß, bei fast allen dieses Läutewerk abgestellt wäre. Hier und da aber hat ein übermüdeter Beamter das Bedürfnis, sich ein wenig zu zerstreuen, besonders am Abend oder bei Nacht, und schaltet das Läutewerk ein; dann bekommen wir Antwort, allerdings eine Antwort, die nichts ist als Scherz.“ (S. 72)

Hier handelt es sich um Figurenperspektive, also um eine unsichere Interpretation. Dennoch wird die zentrale Problematik des ganzen Schlosssystems in zutreffender Weise deutlich: Es ist genau jene Problematik, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts von Jeremy Rifkin und anderen als die des „Zugangs“ (access) zum Netz (konkret zum Internet) bezeichnet wird²⁶. Es ist verblüffend, wie exakt Kafka diese Problematik nahezu ein Jahrhundert zuvor antizipiert hat. Das wie ein luhmannsches autopoietisches System autarke Telefonnetz des Schlosses, zu dem es von außen, von seiner Umwelt her, keinen Zugang gibt, ist symbolisch analog dem ebenso autarken bürokratischen System des Schlosses, das in seinem grotesken Funktionieren mit umwerfendem Humor beschrieben wird (man denke nur an die morgendliche „Aktenverteilung“ mittels eines kleinen „Wägelchens“ im 19. Kapitel). Der Witz der Sache besteht darin, dass die Figuren dieses völlig transpersonale Netz, das nur aus massenhaften anonymen Kontakten und Schaltungen besteht, interpersonal-interaktionistisch deuten und dadurch ständig quasi-juristische Effekte induzieren, wie insbesondere die Familie des Barnabas mit ihrem Schuldkomplex. Aus der Erzählung wird statt dessen deutlich, dass selbst die mit Namen bezeichneten Beamten nur schwimmende Identitäten besitzen (so etwa Klamm, S. 169), und dass die Verwechslung eines Phonems genügt, um Sordini zu Sortini zu machen und umgekehrt. Die groteske Unangemessenheit der paranoiden Lesart des Systems zeigt sich ferner insbesondere darin, dass das autarke bürokratische System, das das „Amtliche“ durch Ausschluss des „Privaten“ konstituiert, tatsächlich konkret nur mit einer perversen Spielart von Sex beschäftigt ist. Die Ambivalenz der K.-Figur besteht nicht zuletzt darin, dass es gerade seine Außenseiterposition gegenüber dem Netz ist, die ihn für die Frauen in einem freien Sinne liebenswert macht, während er selber unbedingt Zugang zum Netz sucht.

So ist es also die Sagbarkeitsgrenze des interpersonal-interaktionistischen Netzmodells, die Kafka in seinem Roman problematisiert und sprengt, indem

²⁶ Rifkin 2000.

er das Modell mittels einer ingeniosen Perspektivik und einer im weiten Sinne surrealistischen Narration ‚überzogen‘ inszeniert und dadurch so stark verfremdet, dass die üblichen Identifikationen gestört und umgelenkt werden.

6. Coda

Nun aber meine eingangs zitierte Aussage „Heimaten als zahllose Knoten in hoch wehenden Netzen“: Es handelt sich sowohl um den Titel wie die Quintessenz eines Beitrags des Blochschülers Burghart Schmidt zum Themenschwerpunkt „Heimat in vernetzten Welten“ des Ernst-Bloch-Jahrbuchs 2006. Der Kontext ist die paradoxe Präferenz des ‚nomadischen‘ Denkers Bloch für den scheinbar statischen Heimatbegriff und seine mögliche Aktualität in der Situation informationeller und kultureller Globalisierung. Auch hier geht es offensichtlich um eine Grenze der Sagbarkeit – und es ist symptomatisch, dass der philosophische Diskurs an solchen Grenzen spontan „literarische“ Formulierungen generiert (Blumenberg sprach von absoluten Metaphern):

„Netze eben, wenn auch noch so hoch und leichtfertig wehend in ihrem [sic] Filigranen, haben dennoch ihre Knoten, sonst wären sie keine Netze, und wenn auch in ständiger Umknotung. Bleiben wir also dabei: Einmal kann man Heimat nie ganz verlassen, man schleppt davon immer etwas Wesensstrukturelles überall hin mit. Und doch ist sie, die Heimat bei aller Lebensnotwendigkeit zugleich ihrem Wesen nach unerreichbar.“²⁷

Ich muss allerdings gestehen, dass mich diese literarische Formulierung philosophisch nicht befriedigt: Geht es um eine Person, die ihre Heimat von Knoten zu Knoten durch das Netz schleppt? Ist eine Heimat, ob nun als empirische oder als utopische im Sinne Blochs, nicht etwas wesenhaft Kollektives, insofern Subjektprägendes wie auf andere Weise das World-Wide-Web? Was passiert aber mit einer Heimat als interdiskursivem Komplex, wenn sie „ins Netz gestellt“ wird? Mir scheint Kafka, weil literarisch präziser, auch philosophisch präziser zu sein.

Literatur

- Blumenberg, Hans (1960): Paradigmen zu einer Metaphorologie. In: Archiv für Begriffsgeschichte 6, S. 7–142.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (1999): Le nouvel esprit du capitalisme, Paris: Gallimard.
- Busch, Albert (2004): Diskurslexikologie und Sprachgeschichte der Computertechnologie. Tübingen: Niemeyer.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse/Hermanns/Teubert (1994), S. 10–28.

²⁷ Schmidt 2006, S. 17–27, hier S. 17, 27.

- Demandt, Alexander (1978): *Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken*. München: Beck.
- Enzensberger, Hans Magnus (1975): *Mausoleum. 37 Balladen aus der Geschichte des Fortschritts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Faßler, Manfred (2001): *Netzwerke. Einführung in die Netzstrukturen, Netzkulturen und verteilte Gesellschaftlichkeit*. München: Fink.
- Fluck, Hans-Rüdiger (1985): *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie*. 3., erw. Aufl. Tübingen: Francke.
- Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1969): *L'archéologie du savoir*. Paris: Gallimard.
- Foucault, Michel (1973): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Jäger, Margarete/Jäger, Siegfried (2007): *Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kämper, Heidrun (2007): *Sprachgeschichte – Zeitgeschichte – Umbruchgeschichte. Sprache im 20. Jahrhundert und ihre Erforschung*. In diesem Band.
- Kafka, Franz (1976): *Das Schloß*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Keller, Rainer/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.) (2005): *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*. Konstanz: UVK.
- Knobloch, Clemens (Hg.) (1987): *Fachsprache und Wissenschaftssprache*. Essen: die blaue eule.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): *Metaphors we live by*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Link, Jürgen (1983): *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse (mit einem Beitrag von Jochen Hörisch und Hans-Georg Pott)*. München: Fink.
- Link, Jürgen (1988): *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik*. In: Fohrmann/Müller (1988), S. 284–307.
- Link, Jürgen (2004): *Kulturwissenschaftliche Orientierung und Interdiskurstheorie der Literatur zwischen ‚horizontaler‘ Achse des Wissens und ‚vertikaler‘ Achse der Macht. Mit einem Blick auf Wilhelm Hauff*. In: Mein/Rieger-Ladich (2004), S. 65–83.
- Link, Jürgen (2005): *Warum Diskurse nicht von personalen Subjekten ‚ausgehandelt‘ werden. Von der Diskurs- zur Interdiskurstheorie*. In: Keller u. a. (2005), S. 77–99.
- Link, Jürgen (2006), (1996): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, 3., ergänzte, überarbeitete und neu gestaltete Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (1. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag).
- Link, Jürgen (2006a): *Was versteht Michel Pêcheux genau unter Interdiskurs? Eine Antwort an Rainer Diaz-Bone*. In: *kultuRRevolution. zeitschrift für angewandte diskurstheorie*, Heft 50 (März 2006), S. 78–80.
- Mein, Georg/Rieger-Ladich, Markus (Hg.): *Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien*. Bielefeld: transcript.
- Parr, Rolf (1992): *„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!“ Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860–1918)*. München: Fink.
- Parr, Rolf/Thiele, Matthias (2005): *Link(s). Eine Bibliographie zu den Konzepten ‚Interdiskurs‘, ‚Kollektivsymbolik‘ und ‚Normalismus‘ sowie einigen weiteren Fluchtlinien*. Heidelberg: Synchron.
- Rifkin, Jeremy (2000): *The Age of Access*. London/New York: Penguin.
- Roelcke, Thorsten (1999): *Fachsprachen*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

- Schmidt, Burghart (2006): Heimaten als zahllose Knoten in hoch wehenden Netzen. In: Bloch-Jahrbuch 2006.
- Warnke, Ingo (Hg.) (2007): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York: de Gruyter.
- Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihrer Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen: Niemeyer.
- Wichter, Sigurd (1994): Experten- und Laienwortschätze. Umriß einer Lexikologie der Vertikalität. Tübingen: Niemeyer.
- Wupper-Tewes, Hans (1995): Rationalisierung als Normalisierung. Betriebswissenschaft und betriebliche Leistungspolitik in der Weimarer Republik. Münster: Westfälisches Dampfboot.